

# Paul Josef Kardinal Cordes

## **Eucharistie - Gott wagt das Risiko seiner Erniedrigung**

Vor wenigen Wochen erschien eine Publikation des Bonner Dogmatikers Karl-Heinz Menke auf dem Buchmarkt. Sie hat den Titel: „Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus.“ Schon bald bewegte sie die Gemüter der Fachtheologen. Sie ist fraglos ein genialer Wurf, auch wenn die erfreuliche Eindeutigkeit des Buches nicht ohne die eine der andere Zuspitzung gelingt. Sie will im ökumenischen Feld gleichsam eine Brandmauer zum Schutz des Katholizismus aufzeigen. Der Autor sieht diesen von „Entsakralisierung“ und „Funktionalismus“ bedroht und konkretisiert seine Warnungen mit vielen Details u. a. am nachkonziliaren Verständnis der eucharistischen Feier. Mit dem Thema, das Sie mir für meinen Vortrag gestellt haben, stehen wir demnach mitten in einer hochaktuelle Diskussion.

Zunächst gestehe ich freimütig, als Seminarist sehnsüchtig auf die liturgischen Veränderungen gewartet zu haben, die uns das Vaticanum II dann schließlich brachte. Und ihre Durchsetzung in den Gemeinden erscheint mir noch heute ein durchaus berechtigter und pastoral sehr nützlicher Schritt. In fast allen Kirchen steht der Zelebrant hinter dem Altar, der sich dem Blick der Gläubigen als Tisch eines Mahles öffnet. Die Verkündigung umfaßt den ganzen Reichtum beider Testamente. Predigt und Fürbitten suchen Lebensnähe. der Kommunion-Empfang ist für die Feiernden nicht länger eine Ausnahme. Sie hat seinen Ort innerhalb der Meßfeier – nicht wie früher oftmals vor oder nach ihr. So vollzieht sich im Gottesdienst die vom Konzil gewünschte „tätige Teilnahme“. Ich erinnere mich noch sehr gut an die liturgischen Feiern vor dem Vaticanum II und kann nicht recht begreifen, daß man ihnen nachtrauert.

Allerdings darf der Verzicht auf die Schranken des Numinosen nicht zum Verlust des Sakralen verleiten. Fatal wäre es, würde das liturgischen Geschehen zu geschäftigem Aktivismus, der vergißt, daß die Zeichen etwas transparent machen wollen. Die Nahrungsaufnahme von Brot und Wein muß nämlich zu einer das Biologische übersteigenden Dimension vorstoßen. Was wir vollziehen, soll „Haftpunkt“) für ein Gnadengeschehen sein, wie der Exeget Heinz Schürmann es formulierte. Dieses Essen hat seinem Sinn in Geistlichem; das Mahl zu veräußerlichen, würde es leer machen. Gemeinschaftliches Beten und Singens öffnet Glauben und Gemüt für die Begegnung mit dem Heiligen und Heilenden. Diese Korrelation und Transparenz zu erfassen und wach zu halten, fällt freilich heute weniger denn je in den Schoß.

Nicht nur, weil es immer das *Phänomen* ist, das uns Post- Moderne dominiert; wer hat schon noch die Energie und wer nimmt sich die Zeit, das in der Erscheinung Verborgene mitzudenken? Schlimmer noch, weil unser Sinn für Größe und Würde gelitten hat! Das demokratisches Lebensgefühl nivelliert die Status- und Rangunterschiede. Überordnung vorauszusetzen, ist nicht Teil unseres Lebensgefühls. Gleichheit auf Augenhöhe - fraglos ein Gewinn für den Alltagsumgang – würde aber die Feier und den Empfang des Herrenmahls profanieren.

Es war schon vor Jahren in einer Kirche des Sauerlands. Unbeachtet machte ich dort

einen Besuch, als ein Priester gerade mit etwa 40 Jugendlichen die Heilige Messe feierte. Der Augenblick des Kommunionempfangs kam. Wie *ein* Mann stand die ganze Truppe auf und rannte zum Altarraum. Der Zelebrant reagierte heftig. Er schickte alle zurück in die Bänke und hielt eine aufgebrachte, längere Katechese. Der Tenor: „Ihr solltet nicht so gedankenlos den Leib des Herrn empfangen wie Ihr Euch vielleicht an der Kirchentür mit Weihwasser segnet!“ Dann spendete er die heilige Kommunion. Etwa ein Drittel die jungen Leute blieb auf ihren Plätzen.

Gelegentlich müssen wir innehalten, um die Routine unserer Frömmigkeitsgewohnheiten abzuschütteln; die eingefahrene Praxis dem Licht des Glaubens aussetzen; unsere Verpackung der theologischen Sätze aufreißen, damit sie uns wieder zu existentiellen Wahrheiten werden. Damit wir uns erneut fragen: Wer tritt mir beim eucharistischen Geschehen entgegen, wer bietet sich mir dar? Gnadenhaft mögen wir inne werden: Es ist der Sohn des allmächtigen Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde. Es ist Gott selbst, mein Vater, mein Erfinder. Und ich – in meiner Niedrigkeit nichts als ein winziges Sandkorn am Gestade der Welt! Wer das zusammen denkt, hat Grund, sich die Augen zu reiben.

Kürzlich erhielt ich vom Arzt schwarz auf weiß die Ergebnisse meiner Blutuntersuchung. Weil er mir bisher beim *Check-up* nie Angst gemacht hatte, heftete ich den Bericht normalerweise ungesehen ab. Diesmal las ich die Zahlen. Über vierzig Angaben: Natrium, Kalium, Eisen, Hämoglobin, Leukozyten etc. Und immer paßten die Ergebnisse der Zählung genau zwischen die vorgesehenen Minimum – und Maximum – Werte, die einen gesunden Organismus anzeigen. Es mag kindlich klingen: aber ich war wirklich erstaunt über das Geheimnis unseres Körpers, die Gesetzmäßigkeit und Präzision. - Gleiches Staunen erfaßt mich manchmal vor dem Fernsehschirm, wenn man über die Ausmaße des Kosmos spricht, die wir zunehmend erahnen. Oder als man kürzlich das „*Higgs-Teilchen*“ dingfest machte. Ich bin gar nicht im Stande, auf Einzelheiten zu verweisen - die Dimensionen der Milchstraßen, riesiger als die unsrige mit ihrem kleinen blauen Planeten, bis hin zu den Schwarzen Löchern, die angeblich 95% des Universums besetzen. Eines Tages wollte mir ein italienischer Nuklear-Physiker die Bedeutung von den *Neutrinos* erklären. Ich habe kaum etwas verstanden, habe mir nur gemerkt, daß sie offenbar schneller sind als das Licht und sich evt. Einsteins Relativitätstheorie als falsch erweist. Makrokosmos und Mikrokosmos – welche Wunder! Wer sie wahrnimmt, wird gewiß den allmächtigen Schöpfer nicht länger verniedlichen und zu einem „Gott im Taschenformat“ verkleinern. Selbst wenn sich mir dieser Gott demütig in der Gestalt des Brotes darbietet.

Und er will den demütigen Schöpfer auch nicht eintauschen gegen einen fernen oder gefährlichen Gott, wie ihn andere Religionen lehren. Er behält vor Augen, daß etwa im Islam Allah zwar 99 Namen hat, aber niemals „Vater“ genannt wird; ihn als meinen „Vater“ trüge in sich ein schlimmes Sakrileg. - Oder im Hinduismus: In Honkong besuchte ich einen Hindu-Tempel. Auf dem Altar thronte ein Götze mit grausamer Fratze. Ein Frau trat ein. Sie suchte angesichts der launischen und tyrannischen Gottheit Gnade zu erringen. Voller Angst warf sie immer wieder drei geschnitzte Stöcke vor der Gestalt in die Höhe. Das waren – so sagte mir P. Hubert, mein Begleiter - ihre Lose. Sie hatte den Ritus so oft zu wiederholen, bis diese - zurückgefallen auf die Erde - in ihrer Anordnung ihr eine gute Zukunft zeigten. So janusköpfig ist das Göttliche ohne die Jesu Kunde von einem himmlischen Vater.

In Christus geschieht, was sich weder Sterbensangst noch kühnste Sehnsucht hätten

ausdenken können. Gott überbrückt den Abgrund seiner Unterschiedlichkeit zum Menschen, verzichtet auf alle Distanz und Bedrohung. Er sucht meine Nähe. Er kommt, mir seine Liebe zu bekunden – erniedrigt sich hinein in das materiellen Zeichen eines Stückchens Brot. In Jesus ereignet sich ein unglaublicher Prozess in Gang Gottes. KENOSIS nennt die Bibel diese Herablassung. Gottes Sohn nimmt den beschriebenen Abstieg auf sich. Freilich um den Preis seiner totalen Selbstentleerung.

**Im Philipperbrief (2, 6 – 8)** schreibt Paulus:

„Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“

Wir kennen den Abschnitt. Wer ihn **neu** hört, dem beschreibt er Unfaßbares. Die prägende Daseinsweise Christi ist von ihrer göttlichen Natur. Er ist Gott, und kann höher und größer nicht gedacht werden. Doch läßt er sein Gott-Sein nicht selbstsüchtig fest, um es für sich auszukosten. Er nimmt eine Menschen-, ja Sklavennatur auf sich – mit allen Implikationen. Sie sind uns geläufig, aber sie waren darum keineswegs Lappalien für Jesus: Begrenztheit des Menschenlebens, Bedingt- und Ausgeliefertsein, beladen mit dem Kreuz; entstellt, daß man sein Gesicht vor ihm verhüllt; einem Verbrecher gleich. Bis hin zu seiner Hingabe am Kreuz, die auf dem Altar gegenwärtig wird.

Ohne Christi Abstieg, den Paulus in diesem Hymnus besingt, kein Geheimnis der Eucharistie. Welches Risiko von Verkennung und Mißachtung ging Gott ein! Selbst für uns Glaubende. Er scheute sich nicht, daß wir seine Wirklichkeit verkürzten auf das, was vor unsern Augen ist: der zerschundene Leib, das Stückchen Brot. Das Große ist alltäglich geworden. Und wir verwässern unseren spontanen Respekt vor dem Numinosen. Die Römer sagten: „*Cotidiana vilescent* – Alltägliches verliert an Glanz.“ Zeichen sprechen nicht, wenn nicht unser Sinn immer neu für sie geschärft wird. So muß uns gegen die gewohnte Alltagsbanalität das unfaßbare Ereignis berühren, das Menschen nicht erfinden konnten.

Paulus scheint das gewußt zu haben – mindestens angesichts des gekreuzigten Sklaven Christus. Denn sein Hymnus endet nicht mit dessen unglaublichem Abstieg. Die Katastrophe ist nicht der Schlußpunkt. Wir haben den **ganzen** Philipper-Hymnus zu lesen und an unser inneres Ohr heranzulassen.

Der Apostel schreibt nämlich nach den Versen über die Erniedrigung:

„Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erden und unter der Erde ihre Kniebeugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: ‚Jesus Christus ist der Herr‘ – zur Ehre Gottes des Vaters.“

Die Mitte des Hymnus beschreibt eine „Kehre“. Der Abstieg endet nicht in der Erniedrigung des Kreuzesdramas. Er hat noch eine „himmlische Nachgeschichte“. Sie besteht in der „Erhöhung“, ja - wie die Exegeten sagen - in einer „Übererhöhung“. Alle im Himmel, auf der Erden und unter der Erde sollen ihre Kniebeugen vor dem Namen

Jesu Und diese totale Proskynese wird nochmals unterstrichen im Nachsatz von dem „Namen über allen Namen“ - wobei „Name“ nach biblischen Verständnis ja weit mehr ist als Bezeichnung oder Anredeform; er drückt die Eigenschaften und Kräfte des Benannten aus.

Mit seinem Lobpreis weist uns der Völkerapostel an, in den eucharistischen Gestalten nicht mehr nur den erniedrigten Herrn zu sehen. Über alle erhöht, trägt Jesus einen Namen, der größer ist als alle Namen. Er ist zu preisen und zu verehren. Wir haben im Glauben gleichsam seinen Abstieg vom Vater rückgängig zu machen und uns in Lob und Preis vor seinem „Gott-Sein“ zu beugen.

Nicht erst der post-moderne Mensch tut sich schwer, sich von Christi Gegenwart in der Eucharistie ergreifen zu lassen. Schon in der jungen Kirche lesen wir Appelle, das Unglaubliche sei zu glauben. **Kyrill von Jerusalem (+386)**, etwa lehrt: „ Betrachte daher Brot und Wein nicht als rein irdische Dinge! Denn nach der Versicherung des Herrn sind sie Leib und Blut Christi. Wenn dich auch die Sinne hier im Stiche lassen: der Glaube möge dir Festigkeit geben! Nicht nach dem Geschmack darfst du hier urteilen, der Glaube muß dir die zweifellose Sicherheit geben, daß du des Leibes und Blutes Christi gewürdigt wurdest.“

Es ist bezeichnend, daß diese Mahnung des hochangesehenen Theologen aus einer seiner Mystagogischen Katechesen stammt. In solchen Belehrungen wollte die junge Kirche die Herzen der Taufbewerber für das heilige Geschehen des Gottesdienstes öffnen. Die liturgische Form der Feier hat ja fraglos für unser emotionales Einstimmen auf den Herrn und für unseren Glauben eine kaum zu überschätzende Funktion. Die Gestaltung des Geschehens und das deutende Wort der Katechese sind das erste Mittel, das Ärgernis der unfaßbaren, skandalösen Erniedrigung gleichsam abzufangen, damit wir dem „Namen über allen Namen“ die gebotene Ehre erweisen. Welcher Rang darum der Form des Gottesdienstes zugemessen wurde, wird auch aus einem kleinen anderen Zeugnis aus früherer Zeit erkennbar.

In der „Nestorchronik“, der Kirchengeschichte eines Mönchs aus dem Höhlenkloster zu Kiew aus dem Jahr 987, wird von der Glaubenswerbung um Volodymir berichtet, der ab 980 dort als Fürst regierte. Bulgarische Moslems, Byzantinische Griechen, Deutsche des lateinischen Christentums und Hebräer – sie alle hatten versucht, ihn und das Volk der Rus‘ für ihre Religion zu gewinnen. Der Fürst habe sich jedoch nicht ohne die Prüfung aller entscheiden wollen. Er habe darum seine Abgesandten zur Mitfeier der jeweiligen Liturgie ausgesandt, um die beste Religion zu wählen. Als diese auch in Griechenland den Ritus in Augenschein genommen hatten und zurückgekommen wären, berichteten sie ihrem Fürsten:

“Wir wußten nicht, ob wir im Himmel oder auf der Erde waren. Auf Erden gibt es kein Schauspiel von solcher Schönheit, und wir sind nicht fähig, es zu beschreiben: Da verbindet sich Gott mit dem Menschen, und ihre Liturgie ist die beste aller Länder. Wir können diese Schönheit immer noch nicht vergessen; jeder Menschen schmeckt die Süßigkeit, dann verweigert er das Bittere. So sind auch wir keine Heiden mehr.“

(Anm *Cronaca degli anni passati (o Cronaca di Nestore) (987) Citazione da P. SBRIZIOLO, Racconto dei tempi passati. Cronaca russa del secolo XII, Torino 1971.*)

Liturgie kann uns einen Vorgeschmack vom himmlischen Jerusalem geben. Nicht durch unverhoffte Irritationen oder provozierende Schocks wie sie nach dem Konzil in Mode kamen; wir gaben damals die Devise aus: „Keine Messe ohne Happening!“ Sondern

durch die spürbare Ehrfurcht der Feiernden und den gewinnenden Glanz der Formen. In ihnen werden die natürlichen Erwartungen, unsere Sehnsüchte und Erfahrungen aufgenommen. Festliche Gewänder und Weihrauch machen sie zu einem erhabenen Schauspiel. Moderate Musik und gemeinsame Lieder heben unser Herz und lassen Freude aufkommen. Zufällig sah ich Anfang September aus London im NDR die Abschlußveranstaltung von „Proms 2012“. Viele Hunderttausende sangen an unterschiedlichen Orten durch das Fernsehen zugeschaltet den englischen Klassiker: „*Land of Hope and Glory, Mother of the Free...*“. Noch als ferner Zuschauer spürte ich die Emotionen, die das Konzert weckte; wie stark müssen sie erst für die Feiernden gewesen sein. Mir war das ein neuer Hinweis: Auch würdige Maßfeiern und erst recht die der großen Feste können in einer Kirchen-Gemeinde eine starke Öffnung der Gefühle bewirken. Dann gelingt es uns besser, daß wir unsere Knie beugen vor dem Namen Jesu und aus tiefsten Herzen bekennen: Er ist der Herr.

Noch eine zweite Hilfe möchte ich nennen, die zur angemessene Begegnung mit der Eucharistie führen kann. Neben der bewegten und farbenfrohen Liturgie hat die Kontemplation des Altarssakraments neue Freunde zu finden vermocht– nicht zuletzt unter jungen Menschen. Hunger nach auch geistlicher Ergriffenheit ist ja in unsern Tagen nicht mehr verdächtig oder bigott. Solches Verlangen hat zu Frömmigkeitsformen geführt, die nach dem Konzil fast unbekannt waren. In unterschiedlichen Gemeinden versammelt man sich um das ausgesetzte *Sanctissimum*. Oder an die Anbetungsächte ist zu erinnern, die in Deutschland unter dem Wort „*Nightfever*“ jüngstens Fuß gefaßt haben. In mehr als 30 deutschen Städten öffnen sich monatlich spät abends die Kirchen. In Österreich, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Luxemburg und Belgien zieht man gleichfalls mit solchen Gebetsstunden die Jugendlichen an. Die Hauptsache ist den jungen Leuten das stille Gebet vor dem Eucharistischen Herrn. Im intimen Zwiegespräch gibt man ihm den Namen, der über allen Namen ist. Man weiß ihm in lokaler, greifbarer Nähe; ihn sucht man mit den Augen im spärlichen Licht der Kerzen; ihn erkennt man neu als den Herrn über Gegenwart und Zukunft. Viele von ihnen kommen auch, daß Bußsakrament zu empfangen. Und als sich im August 200 von ihnen vom Joshua-Camp in London aus unter die Sportler der Olympiade mischte, zeigte sich wieder wie Jesus-Frömmigkeit mit Apostolat und Neuevangelisierung Hand in Hand gehen.

Diese neue Pastoral kann sich auf Papst Benedikt selbst berufen. Er proklamiert ja wie kaum einer heute die Ehre Gottes des Vaters und Jesus Christus als dessen Herold. Dabei zielt er nachdrücklich auf das Miteinander von festlicher Liturgie und intimer Nähe, und macht die stille Begegnung mit dem erniedrigten Gott in der Brotgestalt gleichsam zur Bedingung für eine würdige, Gott-gemäße Feier. Erneut begründete er deren gegenseitige Verwiesenheit in seiner diesjährigen Fronleichnamspredigt – nicht ohne die bewegenden Stunden eucharistischen Gebets etwa während des Internationalen Jugendtages auch in Köln zu erwähnen.

Er führte aus, liturgischen Feier hätte eine innere Haltung des Glaubens und der Anbetung voranzugehen, sie müßten von dieser Glaubenshaltung begleitet werden und darin ausklingen. Dann wörtlich: „Die Begegnung mit Jesus in der heiligen Messe verwirklicht sich wahrhaftig und in Fülle, wenn die Gemeinde zu erkennen vermag, daß er im Sakrament sein Haus bewohnt, uns erwartet, uns zu seinem Tisch lädt und dann, nachdem sich die Versammlung aufgelöst hat, bei uns bleibt, in seiner diskreten und stillen Gegenwart, uns mit seiner Fürsprache begleitet und weiterhin unsere geistlichen Opfer sammelt und sie dem Vater darbringt.“ Er wies dann auf die Besonderheit hin, die

die vorgesehene Fronleichnams-Prozession bereithielt: „ Im Augenblick der Anbetung sind wir alle auf derselben Ebene, auf Knien vor dem Sakrament der Liebe. Das gemeinsame Priestertum und das Amtspriestertum finden sich im eucharistischen Kult vereint. Es ist dies eine sehr schöne und bedeutsame Erfahrung, die wir verschiedene Male in der Petersbasilika erlebt haben, und auch bei den unvergeßlichen Gebetswachen mit den Jugendlichen – ich erinnere zum Beispiel an jene von Köln, London, Zagreb und Madrid.“

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitbrüder,

Die Erzdiözese Köln bereitet sich auf den Nationalen Eucharistischen Kongress 2013 vor. So sollte sich auch die diesjährige Pädagogischen Woche mit dem Geheimnis der Eucharistie befassen. Die Begegnung mit Christi Abschiedsmahl läßt sich nun freilich nicht auf eine Reflexion über entsprechende Lehrinhalte verkürzen. So habe ich Ihnen als Einstieg theologische und spirituelle Impulse zugemutet. Sie hatten zunächst nicht andere, sondern uns selbst als Glaubende im Blick. Aber der Erzieher weiß ja um die alte Erfahrung: „Verba docent, exempla trahunt“ – vielleicht die anspruchsvollste aller pädagogischen Wahrheiten.